

Christine Westermann

MANCHMAL
IST ES FEDERLEICHT

Von kleinen und großen Abschieden

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder
ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv © Ben Knabe

Gesetzt aus der Hurme und der Sabon
Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-05050-9

0

Die Reporter werden später in ihren Berichten die Zeit festhalten: 20.41 Uhr. Noch aber stemmt sich der Mann gegen die drohende Niederlage. Man kann es an seinem Gesicht sehen. Die Kiefermuskeln arbeiten heftig, er beißt die Zähne fest aufeinander. Guckt gen Himmel, legt den Kopf weit zurück, als könne er die Tränen damit zwingen, ihre Richtung zu ändern. Wieder in die Augen zurückzulaufen statt aus ihnen heraus.

Millionen Menschen sehen ihm dabei zu.

An einem Mittwochabend Ende August 2016 steht Bastian Schweinsteiger im Stadion von Borussia Mönchengladbach, Bilder seiner Fußballerkarriere flimmern über die Großbildleinwand, die Zuschauer erheben sich von ihren Sitzen, klatschen und jubeln ihm zu.

Da gibt er auf, endlich. 20.41 Uhr: Er weint.

Ich auch, zu Hause vor dem Fernsehapparat. Weine mit, beame mich mühelos in diesen fremden Menschen hinein, der sein letztes Spiel für die

Fußballnationalmannschaft macht. Der mir so vertraut scheint, weil er an jener Klippe steht, die ich so gut zu kennen glaube. Springen zu müssen, ohne zu wissen, was einen auffangen könnte.

Die Idee, ein Buch über das Abschiednehmen zu schreiben, entstand lange vor dem Schweinsteiger-Abend. In jener Zeit, als das letzte Jahr von *Zimmer frei* begann. Wir haben damals an einer Wand hinter der Studiodekoration eine Strichliste darüber geführt, wie viele Sendungen uns noch blieben. Irgendwann waren wir bei elf, zehn, neun und dann war es nur noch eine. Eine letzte Sendung, vor der ich großen Respekt hatte, gepaart mit stiller Angst. Ich würde bei diesem Abschied nicht allein sein. Sollte ich die Fassung verlieren, würden mir viele Menschen dabei zuschauen. Ich fürchtete mich davor, unkontrolliert zu schluchzen, so wie Kinder es tun, wenn sie es vor Traurigkeit nicht mehr aushalten.

Es kam anders. Überraschend anders. So als wolle mich das Leben, das Schicksal versöhnen. Entschädigen für den ersten großen Abschied, den Tod meines Vaters, bei dem ich dreizehn Jahre alt war und der mir viele Jahre die Richtung zu weisen schien, was ich zu erwarten hatte, wenn etwas zu Ende ging: Sturz ins Bodenlose, sozialer Abstieg, emotionale Dunkelkammer.

Ich will in diesem Buch versuchen, dem Abschied näherzukommen. Dem großen und dem kleinen, dem beschwerlichen und dem federleichten.

Leichte Abschiede, gibt es die auch? Ist das nicht ein Widerspruch in sich? Wenn ein Abschied leicht wäre, müsste man ihn nicht anders nennen? Wäre Abschied dann noch der richtige Begriff?

Wie erlebe ich den Abschied von einem Freund, von dem ich glaubte, er würde an meinem Grab stehen und nicht ich an seinem?

War es leicht, nach Deutschland zurückzukehren, San Francisco und Amerika zu verlassen, wo ich zehn Jahre gelebt hatte, und beim Umzug Menschen und Möbel zurückließ?

Wie schwer ist es, an sich selbst zu bemerken, dass Schönheit und Attraktivität verblassen? Was tritt an ihre Stelle? Eine große Leere? Oder etwas, von dem man nicht mal wusste, dass man es schon lange in sich trägt. Das überraschend schön ist, weil es unerwartet versöhnt mit dem stillen Schrecken ob der eigenen Unbeweglichkeit, der einen überkommt, wenn im Supermarkt an der Kasse die Apfelsine vom Band fällt und man darauf hofft, dass jemand zu Hilfe kommt, dem das Bücken leichtfällt.

Abschiede waren für mich immer gleichbedeutend mit einem neuen Lebensabschnitt. Die Kinderangst aber, dass es womöglich wieder böse

enden könnte, hat sich erst in letzter Zeit vorsichtig, sehr zögerlich zurückgezogen.

Abschiednehmen ist eine Kunst.

Der Versuch, die fein austarierte Balance zu halten zwischen der Furcht vor Veränderung und dem Mut, sie anzunehmen.

Das hier ist erst mal nur ein Anfang.

Das Vorwort.

1

Das Foto ist schwarz-weiß, klein und quadratisch, hat den für die Bilder aus jener Zeit typischen gezackten Rand.

Ich war schon vier Jahre auf der Welt, als die Fotografie entstand, aber ich habe keine Erinnerung an jene Zeit Anfang der fünfziger Jahre. Nicht an die Musiktruhe mit ausklappbarem Plattenspieler, nicht an die große Stehlampe, unter deren Schirm mein Vater sitzt, ein Buch in der Hand. Und doch taucht genau jenes Bild unvermittelt auf, hat sich wie eine Verheißung in mir festgesetzt. Sollte ich erklären, was für mich Geborgenheit bedeutet, ist es genau jenes Wohnzimmer in Erfurt. Mit den hohen Bücherregalen, die sich über eine ganze Wand erstrecken, davor die schmale Leiter, um an die Bücher in der obersten Reihe zu kommen.

Mein Vater in seinem großen Lesesessel, einen Arm auf der Lehne, er scheint in sein Buch vertieft. Vielleicht ist es eine Pose, die er glaubt, dem späteren Bildbetrachter schuldig zu sein. Vielleicht

hat ihn der Fotograf auch gebeten »Herr Westermann, schauen Sie doch bitte mal ins Buch ...«. Die Haare meines Vaters sind akkurat gescheitelt, er trägt eine Strickjacke, ein weißes Hemd, eine Fliege, wie fast immer. Neben dem Sessel, auf einem Beistelltischchen, eine große Uhr und ein glänzend schwarzes Telefon, die Wählscheibe so groß wie ein Kinderkopf.

Das Licht aus der Stehlampe taucht die Szene in warmes goldenes Licht. Das stelle ich mir so vor. Wissen kann ich es nicht, das Foto zeigt nur mattes Schwarz, verblichenes Weiß. Aber das Licht muss golden gewesen sein. Auf meiner emotionalen Farbskala steht golden für ein Wir-haben-es-gut-Gefühl. Dass zu jener Zeit schon nichts mehr gut war, das schwarz-weiße Foto ein Trugbild, habe ich erst Jahre später begriffen.

Die Aufnahme entstand – so weist es die Schrift meines Vaters auf der Rückseite aus – im März 1953. Wenige Tage, bevor mein Vater mit einer schmalen Aktentasche die Wohnung und das Zimmer mit der Stehlampe verließ. In der sicheren Gewissheit, nie mehr zurückkehren zu können. Ziel seiner Flucht war erst mal Ostberlin, wo er am Bahnhof Friedrichstraße in eine S-Bahn stieg, die ihn und die Aktentasche von Ost nach West brachte.

In der Aktentasche steckten jene Papiere, die belegten, warum er nur mit einer Flucht in den

Westen sein Leben und das seiner Familie retten konnte.

Als sich im Osten nach dem Krieg vorsichtig wieder politisches Leben regte, wurde mein Vater Gründungsmitglied bei den Liberalen Demokraten der DDR. Als die Gruppierung wenige Jahre später als Blockpartei in der Versenkung verschwand und zu einem Anhängsel der SED wurde, hat er sich nicht geduckt, sondern protestiert. Hat aus seiner Abneigung gegen die SED und die Kommunisten keinen Hehl gemacht. Es war nicht das erste Mal, dass er eintrat für seine Überzeugungen, seine politische Meinung. Jahre zuvor war er gegen die Nationalsozialisten aufgestanden, hatte öffentlich darüber gesprochen, was er bei der BBC, dem Feindsender, über Kriegslage und Konzentrationslager erfahren hatte. Seine Sekretärin schwärzte ihn an. Zwei Jahre vor Kriegsende kam er ins Zuchthaus. Dass es nicht das nahe gelegene Konzentrationslager Buchenwald war, verdankte er Freunden, die sich für ihn einsetzten. Gut vernetzte Freunde waren es auch, die ihn 1953 drängten, zu gehen. Ihm von der schwarzen Liste erzählten, auf der Staatsfeinde wie er standen. Endstation: ein Straflager in der Sowjetunion. Als die Verhaftungswelle anrollte, nahm mein Vater seine Aktentasche und ging.

Zurück blieben Freunde, Verwandte, Andenken, Fotos, Möbel, Bücher, fast ein ganzes Leben. Als er floh, war er vierundsechzig, nicht einmal zehn Jahre später starb er.

Wenige Tage nach meinem Vater nahm meine Mutter mit mir den gleichen Fluchtweg über Ostberlin in den Westen. Sie hat für mich entschieden: meine kahlköpfige Puppe Gisela durfte mit. Sonst nichts.

Was hätte mein Vater eingepackt, wäre die Zeit nicht so knapp gewesen? Wofür entscheidet man sich, wenn man flüchten muss? Hätte er mehr Zeit gehabt, was aus dem alten Leben hätte er ins neue retten wollen?

Woran sein Herz wirklich hing, habe ich erst viel später erfahren.

Ich habe nur einmal die Flucht in ein anderes Leben gewagt.

Ohne Not und in der Rückschau federleicht.

Habe Möbel, Geschirr, Klamotten und Klein-kram in den Kellern von Freunden untergestellt.

Bin mit zwei Koffern, zwei Kaffeetassen und einem Buch aus dem Regal meines Vaters nach Amerika aufgebrochen. Als könne mir dieses Buch Mut machen, die Reise ins große Ungewisse zu wagen.

Nein, ich habe keine Ahnung mehr, wie die Kaffeetassen aussahen, und schon gar nicht, warum sie mitmussten.

Zehn Jahre habe ich in den USA gelebt und heute, lange nach dem Amerikaabenteuer, festigt sich die Erkenntnis, dass ich mitunter ein unerwartetes Talent zum Abschiednehmen habe. Ich kann leicht loslassen.

Dinge, manchmal auch Menschen.

Ich habe all die ab- und untergestellten Dinge nie mehr abgeholt. Nicht mehr gebraucht, nicht mehr gewollt.

Ich weiß nicht, bei wem ich was untergestellt habe. Erinnere mich schwach an einen schönen antiken Geschirrschrank, dem damals die zwei Kaffeetassen fehlten – was sonst drin war, ich weiß es nicht.

Es gab Klamotten, Bettwäsche, Bilder, Bücher, einen Strandkorb und ein Bett. Weg. Aus meinem Gedächtnis getilgt. Ich glaube, ich hatte ein paar schöne Sachen, alt und neu, eher IKEA als edel, aber offensichtlich hing mein Herz nicht an einzelnen Dingen.

Bis heute bedauere ich das kein bisschen.

Als ich San Francisco nach zehn Jahren wieder verließ, war es anders. Ich wollte nicht alles stehen und liegen lassen, ich wollte etwas mitnehmen, was mich für immer mit dieser Zeit verbinden würde. Erinnerungen waren mir wichtig, nicht nur die, die ich im Kopf und im Herzen hatte. Ein paar sperrige Sachen wie Bett, Sofa und einen

sehr kalifornischen Sonnenschirm habe ich an Freunde verschenkt. Esstisch und Stühle, Handtücher, Lampenschirme und Bilder aber sollten unbedingt mit nach Europa.

San Francisco – Köln, ungewöhnliche Entfernung, aber im Grunde eben auch nur ein Umzug. Die Transportfirma hat meine halbe Wohnung in einen Container gepackt, der auf einem Schiff Richtung Rotterdam verstaut wurde und drei Monate später in einem Kölner Hinterhof ankam. Die Packer hatten sehr sorgfältig gearbeitet, selbst eine angebrochene Packung Frosties hatte den Weg über den Atlantik unbeschadet überstanden.

Die Dinge des Lebens, die sich in zehn Jahren Amerika angesammelt hatten, passten sich nahtlos der neuen Umgebung an. Genau wie ich. In der Rückschau ist mir der Abschied von Freunden, der Abschied aus der Stadt, aus meinem Viertel, von meinen Kneipen, Läden, nicht schwergefallen. Manchmal, ganz selten, wünsche ich mir heimlich die Vietnamesin herbei, bei der ich zehn Jahre die beste Pediküre meines Lebens bekommen habe. Oder die Sonntage im Bett mit sieben Stunden Livefootball im Fernsehen. Die Jogging-Strecke im Golden-Gate-Park.

Es sind Kleinigkeiten, an denen das Herz hängt.

Nie lange, nur für einen kurzen Moment flackert eine unbestimmte Sehnsucht auf. Wonach?